# Naumburger Heimat

Zwanglos erscheinende Beilage für Ortsgeschichte und Heimatpflege
zum „Naumburger Tageblatt“ und zur „Bad Kösener Allg. Zeitung“.



Nummer 28 | 29. Juli 1931 | Zu Nr. 175

## Die Lügenchronik im Archiv der Stadt Naumburg a. d. S.

Von Dr. Ernst Bortowsky.

Wo heute die Stadt Naumburg steht, saßen vor langen, langen Jahren die Sachsen, die von Homer „Sakas“ genannt wurden und den Namen von ihrer sackartigen Kleidung trugen. Sie behaupteten ihr Land siegreich gegen die Einfälle der Römer und vernichteten den Unterfeldherrn des Varus, den General Kukullus bei Kukulau. Die Sachsen waren Heiden; sie beteten in Merseburg (Martisburg) den Kriegsgott Mars an, in Magdeburg die Liebesgöttin Magd, in Lüneburg die Mondgöttin Luna. In Naumburg stand damals da, wo heute der Domplatz ist, gegenüber der Kapelle Trium Regum, inmitten eines heiligen Hains der Tempel des Gottes Flinnius, der auch Typhelinus, der Teufel, hieß. Es war ein hübscher Bau, rechteckig, mit gewölbtem Ziegeldach und mit wehender Fahne. Darin thronte das Götzenbild, ein eherner Bock, aus dessen hohlem Innern dumpfe Orakelsprüche tönten. Er freute sich an Menschenopfern, die vorher in tiefen Erdlöchern gemästet wurden . . . Dies alles war auf einer alten Urkunde zu lesen, die aus Baumrinde bestand und noch bis ins sechzehnte Jahrhundert im St.-Georgskloster aufbewahrt wurde. Und dort im Archive der Mönche konnte man auch ein merkwürdiges Gemälde sehen, das den Heidentempel selbst und den grausamen Att einer Menschenopferung in allen entsetzlichen Einzelheiten zeigte.

An diese Kultstätte lehnte sich bald eine Siedelung, die in den Dokumenten Gemünd heißt, „weil vorzeiten die Saale unter dem Georgenberge gleichsam eine Mündung oder Ende gehabt“ . . . Als dann die Franken im neunten Jahrhundert ins Saaletal rückten, geschah es, daß ein armer heidnischer Fischer, um die Kriegsgefahr von seinem Gewerbe abzuwehren, drei seiner Kinder dem Typhelinus zum Opfer brachte. Das vierte Kind jedoch, ein Mädchen, wurde von der Mutter gerettet. Es ist später Christin geworden, und die Nachkommen haben den Mönchen von St. Georg viele heidnische Begebnisse erzählt . . . Karl der Große kam; er ließ den Tempel zu Gemünd niederreißen und an seiner Stelle eine christliche Kapelle bauen, dem Heiligen Sixtus geweiht. Doch noch einmal fluteten die Sachsen zurück und erschlugen die beiden Priester, die Hilarius und Clementinus hießen. Heinrich I. wiederum rächte diese Tat, und sein Sohn Otto I. stiftete über den Gräbern der Märtyrer das Gotteshaus des Heiligen Petrus und des Heiligen Paulus. Ein hohes marmornes Christuskreuz stand an der Mittagsseite; das hatte der berühmte Bildhauer Tortoni in Venedig gemeißelt. Und da ist nun der eine Grundstein des Domes und also auch der Stadt Naumburg.

Merkwürdig — denkt der Leser; aber er muß noch weiter lesen. Der zweite Grundstein der Stadt liegt da, wo heute die Thainburgstraße ist. Da stand einst eine uralte „sorbentisch-dänische“ Festung, die Dänenburg. Reste der dänischen Hilfsstreitmacht unter dem Herzog Witgiesel hatten sie gemauert, als sie 740 in die Niederlage des Sachsenherzogs Wittekind hineingerissen und hierher aus Westfalen gedrängt waren. Ein mächtiges Geviert war es, das die ganze östliche Hälfte der späteren Bürgerstadt bedeckte. Ein Graben, 60 Fuß breit und 32 Fuß tief, lief um die feste Quadersteinmauer, die sich in vier zinnenbewehrten Toren, dem Franken-, Wenden-, Ocker-, Westfälertor, öffnete. Das Ganze erwies sich, wie der sauber erhaltene Plan angibt, als eine stattliche Gruppe von schiefergedeckten Schloßgebäuden aller Art, mit einem prächtigen Garten, voll von gepflegten Beeten und Bäumen und Springbrunnen. Auch das Monument mit der Urne des Erbauers Witgiesel stand dort, geziert durch eine normannisch-dänische Inschrift. Und vor allem war ein Heidentempel da zu sehen mit romanischen Fensterwölbungen und gotischen Treppengiebeln. Das Götterbild drin stellte die Sonne dar als eine starke Weibsperson, aus Holz geschnitzt und schön bekleidet, ganz in Barock, mit geschnürter Taille und gebauschtem Kleide. Es mußte leider im Jahre 840 an Karl den Großen nach Aachen geschickt werden, aber eine genaue Zeichnung blieb dem Georgenkloster erhalten. Außerdem gab es noch einen durchaus einwandfreien Augenzeugen dieser merkwürdigen Dinge: Der Priester von Naumburg-Gemünd Barthold hat sie alle aufgeschrieben, und dann hat er sein Büchlein dem Erzbischof von Trier dediziert. Die Fragmente des Manuskripts sind dort annoch als wertvolle Antiquität in der Bibliothek des Klosters St. Stephani aufbewahrt . . Zu dem Sonnentempel pflegten im Monat Mai von allen Seiten die heiratslustigen Männer und Frauen zu wallfahren. Rechts saßen dann die Männer und links die Frauen. Indes nun die Priesterinnen Pfannen mit glühenden Kohlen hielten und eine sanfte Musik erscholl, traten die Bräute, eine nach der anderen, zum Altar und warfen Wacholder in die Glut. Darauf schritten sie zu der Männerseite hinüber, ergriffen den Auserwählten bei der Hand und führten ihn zu einem großen Vorhang, der das Götterbild verhüllte. Jetzt fuhr dieses hervor und segnete die Vermählung. Draußen aber hob dann ein festliches Schmausen und Zechen an. Erst König Heinrich I. erstürmte 921 das Dänenschloß; und die neue Burg, die er auf den Trümmern erstehen ließ, nannte er die Pfalz Neuenburg. Der Heidentempel wandelte sich zur Marien-Magdalenen-Kirche. Später (1008) inkorporierte Heinrich II. die Neuenburg dem Stifte. Heinrich IV. eroberte sie in seinem Sachsenkriege, und Adolf von Nassau machte sie schließlich, als er über die alten Raubschlösser herfiel, dem Erdboden gleich.

Ja, auf diese unterhaltsame Art lernten vor 150 Jahren die Bürger Naumburgs die Historie ihrer Vaterstadt kennen. Und in demselben Geschmack wurde ihnen unter ausdrücklicher Bekräftigung einer unzweifelhaften Glaubwürdigkeit eine fast verwirrende Fülle von Nachrichten über die beiden Klöster St. Georg und St. Moritz vorgesetzt, über die Stiftung des Domes durch die reiche, häßliche Gräfin Baba, über die städtischen Kirchen, über die Stadt selbst und über alle die festen Schlösser im Lande ringsum, die längst zu Ruinen zerfallen oder ganz verschollen waren — über die wunderbaren Schicksale der Burg Groß-Kaina a. d. U. (Großjena!), der Rödigensburg vor dem Jakobstore, der Altenburg bei Pforte, der Krainburg über den Saalhäusern, der Rudolfsburg bei Kösen.

Das seltsame Geschichtenbuch, aus allerhand Einzelschriften zusammengestellt, liegt heute im Archiv der Stadt Naumburg. Ein handschriftliches Werk in zwei dicken Foliobänden. Es ist auch noch ein zweites Exemplar da, eine etwas straffer redigierte und gekürzte Reinschrift. Die Handschrift dort und hier ist einheitlich. Die Titelseite des ersten Bandes der Reinschrift sagt, daß das Werk „aufs genaueste von Wort zu Wort aus des Mönchs Uebersetzung nachgeschrieben ist“ und daß es Johann Anton Kästner 1785 dem Hochedlen und Hochweisen Rat seiner Vaterstadt übergeben hat. Der Mönch aber heißt Benedikt Taube. Und obwohl ein großer Teil des zweiten Bandes unter anderen Autorennamen steht, vor allem unter dem des Mönches Michael Walther von St. Moritz, nennt man das Ganze doch die „Taubesche Chronik“.

Benedictus Taubius stammte aus Wiehe a. d. U. Am Anfang des 16. Jahrhunderts war er Schüler in Halle und in Magdeburg, Student in Leipzig, und dann trat er in das Benediktinerkloster St. Georg außerhalb Naumburgs ein. Hier lebte er als Archivarius fleißig die Urkunden der Vergangenheit durchforschend. Und dieser stillen Gelehrtentätigkeit gab er sich auch weiter hin, als der Kurfürst Johann Friedrich 1542 das Kloster zu seinem weltlichen Besitze machte. Da wohnte der stille Mann in einer der zerfallenden Zellen und schrieb und schrieb. Man begegnete ihm bisweilen auf der Straße, wo er den Kindern kleine bunte Heiligenbilder schenkte und das Almosen gutherziger Bürger empfing. Seine geschichtlichen Aufzeichnungen führte er von der Arche Noahs bis zum Jahre 1540. Abschriften gingen von Hand zu Hand . . . Dies alles wissen wir aus einem Nachworte, das der kurfürstliche Amtsschösser in St. Georg mit Namen Faber, „ein Liebhaber der Geschichte“, — wie er sich selbst nennt — im Jahre 1570 dem ersten Teile der Chronik beigefügt hat. Er bemerkt: „Anno 1570, da ich dies schreibe, lebt Frater Taube annoch; Gott gebe ihm die ewige Ruhe!“

Hier kann man nun den Mönch an seiner Kutte fassen. Es hat wohl bis zum Jahre 1547 einen Magister Heinrich Faber als Rektor der Klosterschule gegeben, aber die ersten kurfürstlichen Amtsschösser nach der Säkularisation hießen Hans Rentzsch, Georg Rentzsch, Andreas Kirchner. Der Amtsschösser Faber ist eine Erfindung. Sobald dieser Stein aus der Brücke genommen ist, auf der die Chronik ins Mittelalter spazieren wollte, bricht die ganze Konstruktion zusammen.

Benedikt Taube hat nie existiert. Ebensowenig haben alle die anderen Chronisten je gelebt, deren Namen vor den einzelnen Kapiteln des zweiten Bandes stehen — Michael Walther, der Archivar und Kanzler des Klosters St. Moritz, der 1532 in seiner Klausula die Geschichte des Moritzklosters geschrieben haben will, Peter Rielmann, Nicolaus Geyer, Nasfeld (Ansfeld?), Lichtenwald, Scherzer, Schirmer, Knappe. Sie sind samt und sonders, trotz aller hinzugefügten biographischen Notizen, maskierte Gewährsmänner. Und dazu sind alle diese Personen eins — der große Unbekannte.

Die schriftstellerische Darstellung, in der das Werk dahintreibt, ist unzweifelhaft einheitlicher Art, und, zusammen mit der Summierung aller sachlichen, heute so kinderleicht nachweisbaren Unwahrheiten des Inhalts, zeigt sie, daß der Verfasser des Ganzen nicht eine Figur des ausgehenden Mittelalters sein konnte, sondern der beginnenden Romantik zugewiesen werden muß. Nur die beiden letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts kommen als Geburtszeit des Chronicon Numburgense in Betracht.

Also, wer ist denn nun eigentlich der Lügenchronist, der sich in den Domino des Mönches gesteckt hat?

Unser erster Verdacht fällt auf den Mann, der die Chronikbände dem Magistrat gestiftet hat, auf Johann Anton Kästner. Er setzt sich in der handschriftlichen Dedikation für die Korrektheit der Abschrift ein, deutet aber mit keinem Worte an, ob „das durch Gottes wunderbare Fügung erhaltene" altertümliche Mönchsmanuskript je in seinen Händen gewesen ist. Kästner war 1765 aus der Gegend von Sangerhausen nach Naumburg eingewandert und hatte sich in die Bürgerliste als „Bergmann und hiesiger Röhrmeister" eingetragen. Nun dünkt es uns, daß einem einfachen Bürger und Handwerker kaum die mannigfachen halbgelehrten Kenntnisse, die geistige Beweglichkeit und die schriftstellerische Fertigkeit zu eigen gewesen sein können, mit denen die Chronik doch ohne Zweifel aufgebaut ist. Ja, nicht einmal die mechanische Leistung der umständlichen Abschriften trauen wir ihm zu. Und da finden wir gleich eine andere Spur. Dem Werke ist nachträglich eine Bemerkung des Oberkramermeisters Knauth beigegeben. Hier wird die Vermutung ausgesprochen, daß die sogen. Taubesche Chronik „Die Erfindung eines industriosen Kopfes" ist und zwar des Soldatenschullehrers Rauhe (Raue, Rauh). Diese Konjektur bestätigt in einer Randnotiz der sehr kritische Geschichtsschreiber Karl Peter Lepsius, und er versichert zugleich, daß vor der Zeit Rauhes in ganz Naumburg kein Mensch etwas von einem Mönche Taube und seinen Schriften gewußt hat.

Johann Georg Rauhes Name steht nicht in der Bürgerliste. Ueber das Leben eines Fahrenden aber Sicheres zu begründen, ist heute kaum möglich. Lepsius erwähnt, daß er den „Mann unbedeutenden Andenkens" noch persönlich gekannt hat; doch er spricht nicht weiter von ihm. Rauhe nennt sich selbst einmal in einer kleinen Druckschrift, die er 1782 herausgab „Garnisonkinderlehrer des 1. Bataillons Prinzlich Xaverschen Infanterieregiments". Der Oberst — es war wohl Heinrich Adolf von Boblik — hatte sich seiner angenommen und hatte die armen Soldatenkinder unter seine Zuchtrute gestellt, die, von den Bürgerlichen ausgeschlossen, verwahrlost und zahlreich wie die Staudengewächse gediehen. Später verlor Rauhe seinen kleinen Dienst und mußte nun seinen ganzen Erwerb auf leichte literarische Produktion einstellen. Niemand fand sich, der die Sachen druckte, nur ein paar seiner Erdichtungen sind als dünne Hefte herausgekommen. So schrieb und schrieb er mühsam mit der Feder seine Historien und vertrieb oder verlieh die Abschriften gegen kärgliche Vergütung. Es scheint, daß die Summe seiner Produktionen schließlich in jenen Kästnerschen Sammelbänden des Stadtarchivs zusammengefaßt ist. Lepsius hatte, als er noch Schüler der Stadtschule war, selbst einige Schriften Rauhes, die unter den Jungens von Hand zu Hand gingen, gelesen und glaubte, aus der Erinnerung die Handschrift des Garnisonlehrers wiederzuerkennen. Hier irrt er sich; das Autograph Rauhes stimmt nicht mit der Schrift der Chronikbände überein.

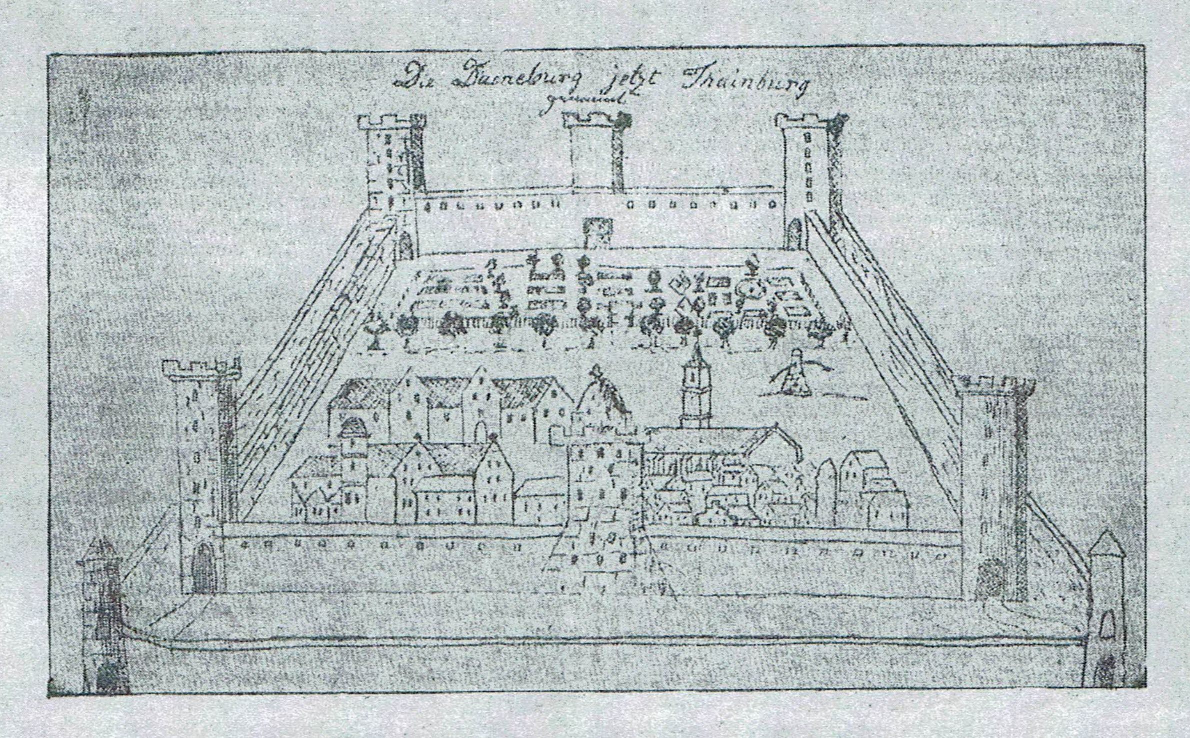
In der Vorrede des ersten Folianten seufzt der Pseudomönch Benedikt Taube: „Wann es scheinen sollte, als ob da und dort einer meiner Gedanken besser oder schlechter ausgedrückt ist als ein anderer, so möge der Leser wissen, daß ich öfters als ein kranker Mann die Feder habe führen müssen, und daß ich dabei so sehr Mangel, Not, Sorge und Kummer erduldet habe, daß einem anderen darüber wohl die Lust am Schreiben vergangen wäre . . ." Ist es nicht, als ob hier der arme Soldatenschulmeister Rauhe aus bekümmerter Seele ein Selbstbekenntnis schreibt?

Das deutsche Bürgertum stand im achtzehnten Jahrhundert überall der Chronologie der Vaterstadt hilflos unkritisch gegenüber. Die Vergangenheit war nicht Geschichte, sondern eine Anthologie von Geschichten; und man lauschte auf die Wunder alter Mären nicht weniger gläubig und arglos, als einst die Phäaken die fabelhaften Reiseabenteuer hingenommen hatten, die ihnen der verschlagene Odysseus von den Kyklopen, von den Sirenen, von der Nymphe Kirke so treuherzig erzählte. Und konnte es eine reizvollere romantische Beglaubigung der Historie geben, als wenn da in den Klosterzellen, deren Ruinen noch am Wege lagen, ein ernsthafter Benediktinerfrater auferstand und anhub zu reden, ein ehrwürdiger, schlichter Zeuge, der die wunderbaren Begebenheiten entschwundener Jahrhunderte in sein eigenes Leben hineingenommen und mit seinen Augen Pergamente gelesen und Bildwerke gesehen hatte, die seitdem von der Zeit längst vernichtet waren!

Graubärtige Mönche als Schatzhüter der Vergangenheit waren literarisch beliebt. Zehn Jahre nach der Niederschrift unserer Mönchschronik, 1797, gab der junge Romantiker Wackenroder seine vortrefflichen deutschtümlichen Kunstbetrachtungen als „Herzensergießungen eines Klosterbruders" heraus. Und 1805 berief sich ein Naumburger Literat in einem Büchlein, das er ein historisches Gemälde von den Hussiten nannte, auf ein Pergament des Mönchs Tutilo von Goscenecke, Scholastikus von St. Moritz —, den es nie gegeben hat. Ja, indes die zunftmäßige historische Gelehrsamkeit seit den Tagen des Humanismus mühsam nach den reinen, unmittelbaren Quellen der vaterländischen Geschichtsschreibung forschen ging, hauste da überall am Wege eine Schar von Laiengelehrten, unbeschwerten Skribenten, deren uralte Vorfahren schon Gottfried von Straßburg „vindaere wilder maere, der maere wilderaere" gescholten hatte. So einer war noch 1836 der Schreiber einer Zeitzer Chronik, Julius Krebs — übrigens auch ein Schulmeister —, der verkündete, daß er „keine schwerfällige, pragmatische Geschichte, sondern lieber Geschichtchen, freundliche Erzählungen schreiben wollte, die den Leser mit tiefblauen poetischen Augen anlächeln und ihm auf der gut arrangierten Tafel eines historisch-poetischen Familientisches eine Mahlzeit vorsetzen, in der wie beim Rindfleisch der Senf nicht fehlen darf." Hier spricht immerhin eine versöhnende Schalkheit. Aber der Naumburger Pseudomönch setzt sich mit komischer Gravität die Brille auf: „Zwar haben es viele versucht, eine oder andere Antiquität unserer Stadt aufzusuchen, allein, es hat ihnen allen teils an gehörigen Nachrichten aus denen Archivis gefehlt, teils haben sie wohl gar der Welt allerhand Fabeln und Märlein für Wahrheit verkaufen wollen. Ja, wenn sie es weit gebracht, so bestehen ihre Erzählungen nur in Mutmaßungen, und ihre Perioden beginnen gemeiniglich mit den Worten „es soll geschehen sein" oder „es ist glaublich, wahrscheinlich" usw. Ich aber will es im Namen Gottes wagen, soviel ich in 22 Jahren an Altertümern und bewährten Urkunden gesammelt habe, mitzuteilen — nicht den großen Gelehrten und Doktoren, sondern den gemeinen ungelehrten Leuten meiner Vaterstadt, den guten, frommen Bürgern und Handwerkern. Ihnen werde ich solche Sachen vorlegen, wie sie noch nie in einem Buche also im Zusammenhange und in solcher Deutlichkeit gefunden sind."

Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein so fixer Chronist auch heute noch gläubig-hörende Mitbürger finden würde, aber um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts ließen sich auch die klugen Leute täuschen. So verfiel seinen Mären der Advokat Kayser, der damals in fleißiger Arbeit die Annalen des Stifts Naumburg zusammenstellte, dazu der Herausgeber der Beiträge zur sächsischen Geschichte, besonders des sächsischen Adels, 1791, der Verfasser der Beiträge zur Geschichte und Statistik Sachsens, 1794, und auch der Archidiakonus Philipp, der im Jahre 1800 eine Geschichte des Bistums Naumburg-Zeitz schrieb. Dieser urteilte: „Dadurch, daß Taube Archivarius sowohl vom St. Georgskloster als auch vom St. Moritzkloster war, erhalten die von ihm hinterlassenen Jahrbücher alle Glaubwürdigkeit und vertreten nunmehro, da das Archiv des Georgenklosters 1532 abbrannte, die Stelle diplomatischer Nachrichten." Die Reihe der Getäuschten ist damit noch lange nicht zu Ende; sie schließt wohl mit dem Verfasser einer Zeitzer Chronik, der im Jahre 1896 noch an den Mönch Taube und an seine Historien glauben konnte.

Bei einigem guten Willen hätte der Soldatenschulmeister Rauhe seinen Berichten wohl ein tragfähigeres Gerüst der Wahrheit bauen können. Denn es gab schon vor seiner Zeit eine thüringisch-sächsische und naumburgische Geschichtsschreibung. Ein Zeitgenosse und Freund Martin Luthers, der Mönch Paul Lange aus dem Kloster Bosau bei Zeitz, ein guter Humanist, hatte eine Chronik von den Zeiten Ottos I. bis zum Jahre 1536 zusammengestellt, die in den nächsten Jahrhunderten sich als Leitfaden der Welt- und Lokalgeschichte brauchbar erwies. Rauhe hat eine deutsche Uebersetzung in den zweiten Sammelband eingefügt, ohne aber daraus irgendeinen Nutzen zu ziehen. Er nennt den Bosauer Mönch einmal einen elenden Skribenten, und zudem versetzt er ihn mit einem dreisten Anachronismus aus dem sechzehnten ins vierzehnte Jahrhundert. Auch Thietmar, den Merseburger Geschichtsschreiber der Ottonenzeit, kennt er dem Namen nach; verächtlich tituliert er ihn „den Fabelhans". Dann zitiert er einen Johannes Leuffer, den Sohn des Othmarpredigers, der um das Jahr 1650 Kollektaneen zur Geschichte Naumburgs fleißig zusammengesetzt hat, die heute handschriftlich auf der sächsischen Landesbibliothek in Dresden liegen. Doch auch von diesem Manne rückt er ab: „Ob seine verfälschten Geschichten lange bestehen werden, weiß ich nicht", urteilt er selbstbewußt, und, wieder mit einer kecken Vertauschung der Zeiträume, setzt er hinzu: „Mir selbst hat er manches abgestohlen". Im Archive des Naumburger Rats wurden die gediegenen Annalen des Dr. Nicolaus Krotschmit († 1561) und des Bürgermeisters Sixtus Braun († 1614) aufbewahrt, sie hätten für Rauhe treffliche Handbücher sein können. Und wesentliches Urkundenmaterial zur Kenntnis der Naumburger Vorzeit hatte 1680 und 1683 der Jenaer Professor der Geschichte Kaspar Sagittarius




**Die Thainburg, wie sie sich Rauhe vorstellte.**

(Aus einer Abschrift des „Naumburger Chronicons".)

in zwei Universitätsdissertationen heraufgeholt, über den Markgraf Eckehard II. und über die Naumburger Bischöfe. Daneben hatte 1728 und 1729 der Oberpfarrer Schamelius gerade die Geschichte des St.-Georgs- und des St.-Moritzklosters ernstlich aufzubauen versucht. Und es gab doch auch die Stiftschronik des Bürgermeisters Jakob Tham vom Jahre 1600 und die umfangreiche Naumburg-Zeitzische Chronik des Dompredigers Johannes Zader vom Jahre 1680, die beide trotz der Hinneigung zum Legendenhaften einen dokumentarischen Wert behaupteten.

Alle diese Arbeiten blieben dem Chronisten unbekannt; oder er wollte sie nicht kennen, denn sie waren Fesseln seiner schweifenden Phantasie. Nur von den ethnologischen und etymologischen Ausführungen Zaders scheint er behaglich profitiert zu haben. Dagegen schmückt Rauhe sein Werk sehr eitel mit den Namen gewichtiger klassischer Gewährsmänner, deren Schriften er niemals in die Hand genommen hat, und beruft sich auf Tacitus' Germania, auf den „Landmann" — unter dem er sicherlich das Tacitus Agricola oder den Humanisten Rudolph Agricola versteht — auf Josephus' Judengeschichte und auf Jornandis Gotengeschichte. Und wenn er einmal an die Historie eines Egindus Paulus rührt, so ist ihm dieser Autorenname wahrscheinlich aus dem Franken Eginhard und dem Langobarden Paulus Diaconus zusammengewachsen. Gerne setzt er auch aus seiner Mönchsrolle heraus lateinische Bruchstücke in den Text. Sie glücken ihm zumeist; doch es kommt auch vor, daß er grammatisch ausgleitet. Da schreibt er dann pro vivos et mortuos, oder templi episcopali oder die Stifterstatiae oder das Orakel zu Delphius. Und schließlich läßt er in seine sonst so auffällig korrekte deutsche Schreibart hie und da ein paar Zugeständnisse an die Naumburger Mundart hinein; er spricht Parparosa (Barbarossa), Dokumende, Konsictorium, Abotheke, und nennt sich selbst sogar einmal Daube.

Wer in Rauhes Chronikbänden blättert, muß seine Freude an der Menge kleiner Bilder haben, die überall eingeheftet sind. Man denkt an mittelalterliche Miniaturen. Er hat sie selbst gemalt in einer naiven Kindlichkeit, mit dem Lineal umrissen, mit ungebrochenen Farben getuscht — ohne jedes Gefühl der Körperlichkeit. Sie finden sich auch in den Abschriften wieder, müssen also genau kopiert sein. Ihr Wert steht auf derselben Ebene wie der des Textes, und sie gehören unbedingt zu ihm. Da sehen wir das heroische Porträt des Markgrafen Eckehard I., in einer ganz zeitlosen Phantasierüstung, und seiner Gemahlin Swanhilde, die sich mit ihren gedrehten Locken, ihrer spitzenbesetzten, enggeschnürten roten Taille, ihrem glockenförmig gebauschten gelben Kleide durchaus nach dem Geschmack von 1780 ausstaffiert hat. Sie sind beide — das behauptet der Chronist — nach den Originalen abkonterfeit, die von Eckehard II. dem Georgenkloster gestiftet waren. Auf einem Figurenbilde haben sich König Wittekind, Kaiser Karl, die Prinzessin Hildegard und der Held Roland nebeneinander aufgestellt. Man lächelt über diese Neuruppiner Bilderbogenmännchen und lächelt noch mehr, wenn man darunter liest: „Aus dem Abriß des ehemaligen bischöflichen Bildersaales allhier 1524". Und dann eine Reihe kämpfender Gestalten — wie ein Knabenspiel so harmlos. Dazu die Inschrift: „Richtige Vorstellung der Massakra der heidnischen Priesterschaft nach Erbauung des ersten christlichen Tempels Sancti Sixti in Naumburg. Dieses Bildnis ist in dem Bischofshofe (an einer anderen Stelle heißt es: im päpstlichen Palast) befindlich gewesen und am Markte an der Heinrich Krügerschen Apotheke nachgemalet worden". Eine bunte Schau von imaginären Götzenbildern, Altären, Epitaphien, von Klöstern, Kirchen und Kapellen, von Schlössern und Burgen. Es heißt, daß der Prospekt der ehemals heidnischen Feste Groß-Kaina vom Bischof Dietrich, einem Liebhaber der Antiquitäten, in dessen Schlosse Dänenburg aufbewahrt war. Und die Ansicht des Moritzklosters behauptet der Mönch selbst nach dem Original im Vatikanischen Palast Anno 1524 kopiert zu haben. Kein Bild ohne ernsthafte Beglaubigung.

Lepsius, der kluge, gewissenhafte Geschichtsschreiber der Stadt Neumburg, hatte einst für die Rauheschen Schriften nur eine verächtliche Handbewegung. Er schrieb im Gemeinnützigen Anzeiger für das Stift Naumburg-Zeitz 1802: „Es gehört nur wenig Bekanntschaft mit den Quellen unserer vaterländischen Geschichte und die oberflächlichste Kenntnis der Gestalt und der Verfassung des Mittelalters dazu, um ohne aus speziellen Datis den Beweis führen zu können, daß der Taubeschen Erzählung jede Glaubwürdigkeit abgesprochen werden muß. Geschichtskundige werden seine Chroniknachrichten mit Lächeln ablehnen."

Gewiß, Lepsius hat durchaus recht. Und kein Leser darf heute auf die Taubesche Mönchschronik mehr schwören. Sie ist eine Mystifikation. Trotzdem bleibt dieser naumburgische Soldatenschulmeister eine Persönlichkeit, deren man sich ein wenig annehmen muß. Er ist kein Geschichtsschreiber, sondern ein Geschichtenersinner, kein Archivar, sondern ein Schwindler, kein Wahrheitssucher, sondern ein Phantast, kein Gralsritter, sondern ein Don Quichotte. Und ist sein Chronicon kein Dokument unserer historischen Vergangenheit, so bleibt es doch ein geschichtliches Dokument der geistigen Verfassung des deutschen Kleinbürgertums am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts, als nüchterner Rationalismus, unklare Romantik und dreiste Charlatanerie munter nebeneinander herliefen. Ein Taschenspieler hat hier, im vertrauensvollen Glauben an die Dummheit der Menschen, seine Zuschauer mit schlauen Tricks jahrzehntelang verblüfft — ein armer Teufel, pfiffig und scharmant.

Und eine gute Tat vermag er ganz sicher aufzuweisen. Die legt um den Namen der Stadt noch heute einen freundlichen Schein, der weithin über das Lqud leuchtet. Das Hussitenfest, das „Kirschfest", hat Johann Georg Rauh den Bürgern gedichtet.

(Schluß folgt.)

# Naumburger Heimat

Zwanglos erscheinende Beilage für Ortsgeschichte und Heimatpflege
zum „Naumburger Tageblatt“ und zur „Bad Kösener Allg. Zeitung“.





Nummer 29 | 5. August 1931 | Zu Nr. 181


## Die Lügenchronik im Archiv der Stadt Naumburg a. d. S.

Von Dr. Ernst Borkowsky.

(Schluß.)

... Schulfeste, an denen — zumeist in den Maientagen — der Lehrer die Kinder in den Wald führte, Ruten zu schneiden (Virgatum), sind in Deutschland so alt wie die Schulen selbst. Die Naumburger Kämmereirechnungen notieren schon 1392 die Ausgabe für das Bier, das dem Kinderauszug im Buchholz am Montag nach Vocem jucunditatis vom Rate gespendet wurde, und sie fügen hinzu: „nach alter Gewohnheit!“ Man kann der Geschichte dieses Kinderfestes durch alle Jahrhunderte hindurch in den Annalen genau folgen. Empfindsame Gemüter schauten aber schon früh nach einer geschichtlichen Begebenheit aus, um die Gewohnheit reizvoller zu erhöhen. In der Mitte des 17 Jahrhunderts (1671) meldet sich die Anekdote, und sie macht aus dem Maienfest ein Kirschfest. Im Sächsischen Bruderzwiste, 1450, war es geschehen, daß Herzog Wilhelm mit böhmischen Hilfsvölkern wilde Kriegsgefahr dicht an die Stadt herantrug. Im letzten Augenblicke wandte sich der Feind zurück. Wie ein Wunder mußte das der Nachwelt erscheinen. So kam eine Legende (1659): „Anno 1408 (!), den 29. Juli, ist ein großes Kriegsheer bei dem Buchholze allhier gelegen, dessen Obrister die Stadt mit Feuer und Schwert heftig bedroht; und weil er keine Fürbitte wollte lassen stattfinden, hat Gott denen Eltern in den Sinn gegeben, daß sie mit der Schulmeisterin (!) aus der Schule, zusamt den Knäblein und Mägdlein, in weißen Kleidern dem Feinde entgegengezogen sind und am gemeldeten Ort vorn an der Buchholzecke über der Sandgrube einen Fußfall getan haben. Da denn der allerhöchste Gott im Himmel dem Tyrannen in das Herz gesenket, daß er von seinem Grimm abgestanden, sich derselben Stadt erbarmt und allen Gnade und Verschonung versprochen und also durch seine Offiziere und Diener herein in die Stadt geschickt; um allda Kirschen und sonst allerhand von Obst einzukaufen, solches alsdann hinauszubringen und den Schulkindern auszuteilen befohlen. Die liebe Obrigkeit hat zum Dank dafür das sogenannte Schul- und Kirschenfest angeordnet.“ Im Dämmer der Geschichte (1681) wurden die böhmischen Kriegsvölker Herzog Wilhelms durch die böhmischen Hussiten abgelöst — doch ohne daß der Name Prokops genannt wurde. Die Erzählung ging jetzt von der Auffassung aus, daß einst der Naumburger Bischof Gerhard von Goch, „ein blinder Päpstler“, in dem Konstanzer Glaubensgericht für Huß' Tod gestimmt und damit den Ketzern den Vorwand zu ihren fanatischen Einfällen ins Naumburger Stiftsgebiet gegeben habe. In der Tat sind die Hussiten nie ins Naumburger Stiftsgebiet eingedrungen, wohl aber 1429 ins Meißner Land. Und wir wissen heute auch, daß der Bischof 1415 gar nicht in Konstanz gewesen ist und daß er zur Zeit der Hussitenstürme schon seit zehn Jahren im Grabe lag. Als das schwache historische Rüstzeug schon gänzlich niedergebrochen war, nahm endlich der respektlose Chronist Rauh den Stoff in die formende Hand. Man fühlt gleich, mit welcher triebhaften Lust er ans Werk ging. Viermal erzählt er uns von der Entstehung des Hussitenkirschfestes. Zunächst flechtet er den Bericht in die Chronik des Mönches Benedikt Taube von St. Georg ein. Dann gibt er dieselbe Fassung in einem kleinen 1782 gedruckten Büchlein wieder: Die Schwachheit über die Stärke. „Nachrichten über die Hussitenzeit“, sagt er darin, „sind bei uns so selten geworden, wie ein Mohr in Grönland“. Daneben finden wir die Hussitengeschichte in Rauhes Chronik des Moritzklosters, die er den Mönch Michael Walther schreiben läßt. Dieser legt in seine Darstellung besondere Kraft dadurch, daß er sich auf die Mitteilung des Fraters Weidler beruft. Der hatte 1491 noch ein achtzigjähriges Weib, so in der Stadt geboren, um die Sache gefragt und ihre umständliche Erzählung dem Klosterarchiv übergeben. Und schließlich begegnet uns die Erzählung als ein Sonder-Faszikel, in den zweiten Chronikband eingeheftet. Und hier wird ein eigenartiger neuer Gewährsmann vorgeschoben. Dessen „Erinnerungen lagen einst in der Kirche von Flemmingen aufbewahrt, nach der Zeit ist das Original scilicet verschwunden“. So sagt die fingierte Abschrift vom Jahre 1769. „Ich, Peter Rielmann“, heißt es im Eingange, „ward 1424 zum Glöckner in Flemmingen bestellt. Mein Bruder Jakob war schon seit 1418 Laienbruder zu St. Georg. Meine Schwester hatte den Schultheißen im Dorfe geheiratet. . . . Eine Hussitenstreifschar, die in Flemmingen eingefallen war, zwang mich und andere Bauern, Lebensmittel für Mann und Roß auf Schubkarren hinüber ins Lager hinter Naumburg zu fahren. . . . Und am Schlusse steht: „Geschrieben 24. Oktober 1432 von mir, Peter Rielmann.“ Die „Liebhaber derer Antiquitäten“ mußten also glauben, daß hier ein Augenzeuge die Geschehnisse unmittelbar in der Nähe Prokops in warmblütiger Lebendigkeit aus frischestem Gedächtnis herausholte.

Alle diese vier Relationen Rauhes weisen im Grunde nur geringfügige Abweichungen im Texte auf. Dies ist die Erzählung: Schon im Jahre 1426 waren die Hussiten einmal in die Bistumslande eingefallen, hatten aber an den Wällen Naumburgs so zähen Widerstand gefunden, daß sie bald wieder nach Zeitz hinüber abgezogen waren. Aber nun, 1432, kehrten sie zurück. Die Naumburger gaben die offenen Vorstädte und die beiden Klöster draußen preis, doch hinter ihrem Mauergürtel waren sie entschlossen, nicht wie die anderen Städte ringsum zu weichen, sondern ritterlich zu fechten bis zum Tode. Männer, Weiber, Kinder schleppten Steine auf die Türme und Wehrgänge. Alle Fässer wurden mit Wasser zum Löschen gefüllt, Pechkessel angefahren und 22 Pechspritzen aus Magdeburg geholt. Pulver, Blei, Büchsen, Pfeile, Streitkolben, Aexte, Speere, Sensen — alles wurde bereitgehalten. Am 27. Juli sahen die Wächter die Massen der Feinde von Osterfeld her über Mertendorf und durch das Loischholz „gleich einer rauschenden Flut“ heranwogen. Man gewahrte, wie sie ein gewaltiges Lager schanzten vom Wethautale weithin um die Stadt bis nach Kösen.

Ein saubergezeichnetes Situationsbild erläutert die Beschreibung. Da baut sich im Hintergrunde die Stadt mit ihren roten Dächern und ihren Kirchtürmen auf und die weite Hügellandschaft vom Freyburger Schloß bis zur Schönburg. Vorn laufen die Gräben und Wälle der Feinde. Sie haben Prießnitz besetzt und Neidschütz und Boblas und Meyhen und Mertendorf. Kopf an Kopf stehen die Heerscharen aufgestellt, jede Rotte zum Sturm bereit. 40 000 zählen diese „Höllenbrände und eingefleischten Teufel“ gegen 4000 Naumburger. Der Tod wartet ein paar Atemzüge. In der Stadt werden nach altem Kriegsbrauch die Schlaguhren angehalten. Am Abend stehen zwei Bauern vor dem Jakobstor, halten einen Zettel: „Dir zur Naumburg soll wegen tuas tyrannitas constantiae erga nostrum Sanctum Johannem Hussium und aller ausgegraseten injustitia tui Episcopi keine Gnad zukommen und angedeihen. Andreas Procopii!“ Da welkt der Mut der Bürger. Der Rat sendet die Boten zurück, beteuert seine Unschuld, bittet um Gnade. Aber schon des Nachts um 1 Uhr — es ist jetzt der 28. Juli gekommen — ist neue Botschaft da: „Hussens Blut ruft Rache über Euch, wo ein Bösewicht seinen verdammten Feuerherd gehabt hat. Insgesamt sollt Ihr an diesem Tage noch mit Feuer und Schwert ausgerottet werden und Euer Name auf dem Erdboden vertilgt sein!“ Die beiden Briefe Prokops hat nachher der Bischof einmal dem Kaiser Sigismund gesandt, und der hat sie an den Papst nach Rom geschickt, wo sie noch heute als heilig verehrt werden.

Nun war damals unter den Bürgern ein sonderbarer Mann, der Schlosser und Viertelsmeister Wilhelm Wolff, aus Scherz Hase genannt, ein froher Mensch, couragiert und voll gescheiter Einfälle. Der gab den Rat: „Schickt alle Weiber und Jungfrauen mit fliegendem Haar ins Lager des Feindes, daß sie den wilden Huß um Gnade flehen!“ Er selbst wollte sich in Frauenkleider stecken und ihr Führer sein. Der Magistrat überlegte. Dann — es war noch, ehe die Sonne heraufstieg — fand man diesen Beschluß: Alle Bürgerkinder vom siebenten bis zum vierzehnten Jahre sollten in langer Bittprozession mit weißen Hemden und Häubchen zum Prokop wallen, durch ihre Unschuldstränen das grausame Herz des Gewaltigen zu rühren. Wenn er jedoch in seinem Grimme verharrte, sollten sie die weißen Sterbekappen abtuen und ihre bloßen Hälslein willig dem Henker hinhalten. Auch die Ratskinder sollten mitziehen, so sehr sich auch der Syndikus von der Beer und der Ratsherr David Thalmann, die selbst Kinder hatten, gegen diese Entscheidung wehrten. Inzwischen machte sich um fünf Uhr morgens Wilhelm Wolff mit einem sehr wehmütigen Gnadengesuch des Rates auf, die Hussiten um ein paar Stunden Aufschub zu bitten und dem General einen Diamantring, den der Prior

von St. Georg, Nicolaus von Zech, gestiftet hatte, und zehn meißnische Gulden zu verehren. Seine Freunde geleiteten ihn bis zum Jakobstore. Da trank er mit ihnen ein Glas Wein, aß eine halbe Semmel, steckte die andere Hälfte in die Tasche und ging in Gottes Namen dahin. Prokop hatte an dem wackeren Gesellen Gefallen. Ihm selbst und seiner Familie wollte er Gnade gewähren, der Stadt aber nur eine Galgenfrist bis zum nächsten Tage; das Geld und den Ring wies er zurück.

In der Stadt ist es Mittag geworden. Trommler rufen die Kinder zum Rathause. Da stehen denn die Armen in ihren weißen Kleidern und Häubchen, 321 Mägdlein und 238 Knaben, und wissen nicht, was Gott mit ihnen vorhat. Und die Mütter weinen und weinen und wollen die Kleinen nicht lassen und hängen sich an sie. Der Pater Klemens Bucher von St. Georg segnet den Opferzug, und in der Wenzelskirche knien die Kinder nieder, und der Pater Heinrich Kiel von St. Georg segnet sie zum letzten Male. Voran gehen die vierzehnjährigen Söhne des Leinwebers Jakob Lippach und des Fuhrmanns Gregorius Heidenreich, eine Zitrone in der linken und einen Orangenzweig in der rechten Hand. Dahinter, zu zweien geordnet, die Knaben und dann die Mägdlein. Am Jakobstore sollen die Mütter von den Kindern scheiden. Aber da wirft sich ihr Schmerz mit unbändiger Leidenschaft auf. Sie verkrampfen sich und schlagen um sich, beißen wie reißende Hunde, und fallen mit Faustschlägen und Fußtritten über den Bürgermeister Hildebrand und die anderen Männer her, die sie zurückhalten wollen, und zerren ihnen die Kleider vom Leibe. Sie winden der Torwache die Aexte und Streitkolben aus den Händen, brechen sich Bahn und drängen den Kindern nach. Erst linkerhand auf dem Felde, nicht allzuweit von der Kapelle Sancti Spiritus, rasten sie. Da bleiben sie und blicken, ein trostloser Haufen, den Kleinen nach, die ferne am Galgenberge vorbei ins Kriegslager der Hussiten wandeln. Die Weiber ziehen zum Schutze gegen die Julisonne ihre langen weißen Regentücher über den Kopf, und das gibt ihnen ein fürchterliches Aussehen. Und die Hussiten denken, das sei da eine eigenartige „mit einer gewissen noch unbekannten Rüstung versehene Reiterei ohne Pferde".

Die Vorposten lassen den Kinderkreuzzug hinein, und ein paar Offiziere geleiten ihn zum Zelte Prokops, wo die vielen Fahnen wehen, alle mit dem Zeichen des Kelches geschmückt. Da sitzt der Gewaltige auf einem Stuhle und blickt halb mürrisch, halb verwundert auf das Merkwürdige, das sich vor ihm vollziehen will. Die Knaben und Mädchen tuen, wie man ihnen daheim gewiesen hatte. Sie erheben ein jämmerliches Schreien, falten die Hände zum Himmel, werfen sich auf die Knie, schreien „Gnade! Gnade!" ohne Unterlaß. Der Feldherr tritt ins Zelt, um mit seinen Obersten Kriegsrat zu halten. Nach kurzer Zeit steht er wieder vor den Kindern: „Die Stadt soll Gnade haben; Leben und Hab und Gut bleiben verschont; kein Huhn soll den Bürgern genommen werden!" Und jetzt lächelt er. Sein Leutnant Kalschazki hebt eins der Mägdlein empor und küßt es. Böhmische Spielleute treten heran; sie sollen zum Tanze blasen. Die Kleinen werden zutraulicher und haben nun keine Angst mehr. Eine Fülle von Kirschen, Birnen, Schoten, Weißbrot, Wein wird ihnen gespendet. Prokop setzt sich mitten unter sie, und sie schlingen einen fröhlichen Reigen um ihn. Das Töchterlein des Tuchmachers Paul Niedner, ein Mägdlein von vierzehn Jahren, gefällt ihm über die Maßen. Er faßt ihre Hand und hält ihr ein Glas Wein an den Mund. „Diese ist die schönste von allen", sagt er.

Als gegen sieben Uhr ein Gewitter aufsteigen will, schickt er die Kinder sorglich zu den Eltern zurück. Tobias Richter, ein Schuhmachersohn, geht jetzt voran. Und sie tuen alles, was Prokop geheißen hat. Sie brechen sich im Buchholze grüne Zweige; die schwingen sie wie Siegespalmen, und als sie zum Tore kommen, jubeln sie, so laut sie es vermögen: „Victoria Hussiata! Victoria Hussiata!" Das heißt: „Sieg über die Hussiten." Die Eltern können sich vor Freude nicht lassen. Und als die Wiedergegebenen nun gar die Gnadenbotschaft verkünden, da zittert die Stadt im Ueberschwang des Glückes, und es wird ein Triumphzug, weit herrlicher als der schönste, den je ein alter heidnischer römischer Kaiser gefeiert hat. Und alle Bürger danken Gott. . . . Am nächsten Morgen um drei Uhr ist das Lager draußen abgebrochen. Der Feind ist nach Gera, Glaucha und Waltenburg, oder — nach einem anderen Berichte — über Camburg nach Jena davongezogen. Der Rat und die Bürgerschaft bestimmten im gemeinsamen Beschluß, daß der 28. Juli fortan der Ehrentag Naumburgs sei. Da sollten alljährlich die Kinder morgens 10 Uhr mit grünen Zweigen und unter dem Ruf „Victoria Hussiata" hinter klingender Feldmusik ins Buchholz ziehen, dort in Laubhütten bei lustigem Tanz den Tag verbringen und vom Rat mit Obst und Wein und Bier bewirtet werden. Am 29. Juli aber sollten sie auf ein nahe der Stadt gelegenes Feld geführt werden, das für sie mit Schoten bestellt war, und sollten es rein abpflücken. Bischof Johann bestätigte 1433 diese Stiftung. Der Platz vor dem Jakobstore, wo die armen Mütter in Angst und Bangen sich von ihren Kindern geschieden hatten, hieß nun der Frauenplan. An der Stelle aber, wo Prokop von der Macht der Kinderherzen überwunden war, ungefähr dreihundert Schritte feldwärts von der Buchholzecke, wurde ein Denkmal errichtet, dessen kegelförmige Spitze an das Zelt des Feldherrn erinnern sollte. Das Ackerland kam später in den Besitz des Advokaten Deckert, und der entfernte den Stein und ließ ihn in sein Weinbergshäuschen am Ziegelgraben bringen. Die Inschrift war: Die XXVIII. Juli M D (!) XXXII. Procopi.

Dies ist Rauhes Geschichte von der Belagerung und von der Befreiung der Stadt Naumburg im Hussitenkriege. An ihrer historischen Echtheit hat jahrzehntelang niemand zu zweifeln gewagt, und noch 1847 mußte sich Lepsius manchen Angriff gefallen lassen, weil er den frommen Glauben seiner Mitbürger an das Geschehnis wankend gemacht hatte. Das Motiv des legendären Vorgangs — die Ueberwindung waffengewaltiger Grausamkeit durch waffenlose Unschuld — geht durch den Erinnerungsschatz vieler deutscher Städte, und die Fabel ist wohl überhaupt eine Wiedergeburt der antiken Erzählung von der Belagerung Roms durch die Volsker unter der Führung des Marcius Coriolanus. Aber daß gerade die Naumburger Sage weithin im Lande eine volkstümliche Geltung gewann — das ist das Verdienst Rauhes, dem hier ein formglücklicher, dichterischer Wurf gelungen ist. Die alte dürftige und etwas trockene Anekdote aus dem Sächsischen Bruderkriege ist unter seiner Hand zu einer Novelle geworden, voll von dramatisch bewegter Handlung und von leicht fühlbarer Kraft. Atemlos gehen die wechselnden Szenen von der ersten Stunde des Tages an. Nie erlahmt die Spannung, bis der Abend sich von der Gewitterschwüle löst. Ueberall lebendig ergriffene Gestalten, wirksam mitten in das Geschehen gestellt. Hie und da eine leise, wohltuende Schalkhaftigkeit, sehr geschickt verteilt, die bei der Schilderung des Weiberhaufens am Jakobstore sich sogar zur drastischen Komik steigert. Und indes die Stadt in fast unerträglicher Bangigkeit sich peinigt, vollzieht sich draußen inmitten der feindlichen Lagerzelte das wunderhaft Große: Gnadenrufe tapferer, schuldloser Kinderherzen, widerstrebende Aufwallungen in der Seele des grimmig-liebenswürdigen Prokop, und endlich gütigster Schluß.

Trotz seines faltigen Amtsgesichtes hat Rauhe wohl selbst nie daran gedacht, daß die Wissenschaft ihn als einen ernsthaften Geschichtsschreiber nehmen würde. Ihm behagte es, die Bürger in den Guckkasten einer merkwürdig bunt ausgemalten Vergangenheitswelt schauen zu lassen. Und weshalb sollte nicht auch einmal ein Mann etwas gelten, der doch ein amüsanter Fabulist war! Die Mühseligkeiten des armen Skribenten waren weit größer als ihr Lohn. Bescheiden ging er dahin; seinen Namen verbarg er hinter seinen Gestalten. Er soll aber nicht auf dem Friedhof der Namenlosen liegen. Ein kleiner Gedenkstein in unserer Erinnerung möge seinen Namen tragen:

Johann Georg Rauhe,
Soldatenschulmeister, Geschichtenersinner
und Erfinder des Naumburger Hussitenfestes.

———*———

# Die Leipziger Thomaskirche.

Von Dr. F. Trautwein.

Leipzig hat keinen Dom. Dem mittelalterlichen Ort blieb die Gunst versagt, die in den nahen Nachbarstädten Bischofssitze schuf. Die Entwicklung, die Leipzig seiner heutigen Bedeutung entgegenführte, setzte erst auf der Schwelle zur Neuzeit ein; die Jahrzehnte der Reformation schufen die Voraussetzungen, unter denen die Thomaskirche dem Rang nach zur ersten Kirche der Stadt wurde: in die Zeit kurz vor 1500 fällt die Beendigung des wichtigsten Bauabschnittes bei der Erneuerung des Kirchengebäudes. Kurz darauf leitete Georg Rhau, mit dem die Reihe der bis auf den heutigen Tag berühmten Kantoren beginnt, den Thomanerchor. Augustiner, vom Petersberg bei Halle nach Leipzig gerufen, waren die ersten Insassen des Klosters, für die Markgraf Dietrich vom Jahre 1213 an, die Thomaskirche als Klosterkirche erbauen ließ. Als die Reformation sich 1539 in Leipzig durchsetzte, kam die Kirche an den Protestantismus und gewann im Laufe der Jahrhunderte für die Sache des Luthertums dieselbe Bedeutung, die alte Bischofskirchen für die Gläubigen des Mittelalters besaßen.

Die Thomaskirche ist durch die langgeübte Pflege der Kirchenmusik über Deutschland hinaus bekanntgeworden. Die Kantoren waren die Träger der noch im Mittelalter wurzelnden musikgeschichtlichen Entwicklung. Schon vor Bach waren im Thomaskantorat Naumburger tätig; der Ruf Naumburgs als Musikstadt (vergleiche darüber: Karl Schöppe „Das musikalische Naumburg") wird ihre Wahl veranlaßt haben. In einem späteren Aufsatz, der eingehend und mit archivalischen Quellenangaben von den Naumburgern im Leipziger Thomaskantorat handeln soll, hofft der Verfasser, bisher wenig bekanntes Material vorlegen zu können. Soviel sei nur wiederholt: Wie auf dem Gebiet der bildenden Kunst Naumburg mehr als einmal an der Spitze Mitteldeutschlands stand, so auch in der Musik. Musik und Messe, beide waren in Naumburg groß, bevor man in Leipzig auf eine größere Entwicklung hoffen konnte.

Besonders von zwei Seiten bietet der Außenbau der Kirche gute Blickmöglichkeiten: einmal vom Westen her, wenn man, den Ring überschreitend, das hohe Dach des Bauwerks spitz aufsteigen sieht und dann beim Näherkommen vom Süden, aus der Richtung der Burgstraße. Hier gewinnt man die schönste Aussicht auf den Turm, der sich, bildmäßig